

BFS-TRENDINFO

7/17

Informationen für Führungskräfte der Sozialwirtschaft

Editorial

Bildung

Der Bildungs-Oscar geht nach Hameln

Integration

Flüchtlingskinder in der Kita: Je älter, desto besser versorgt

Pilotstudie aus Bayern: Zwischen Zuversicht und Ernüchterung

Pflege

Ehrenamtlich für Heimbewohner: Eine Wundertüte praktischer Ideen

Inklusion

„Mehr als gemeinsames Training“

Arbeitswelt

Fortschrittsindex 2017 zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Gesellschaft

Abstiegsgesellschaft? Nicht mit mir!

Buchempfehlung

Benjamin Pütter/Dietmar Böhm: Kleine Hände – großer Profit. Kinderarbeit – Welches ungeahnte Leid sich in unserer Warenwelt verbirgt

Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die erste Hälfte des Jahres 2017 ist vergangen, die Sommerferien stehen vor der Tür. Zeit, einmal innezuhalten und eine Bestandsaufnahme vorzunehmen. Wo stehen wir eigentlich? Wohin geht die Reise weiter? Was jeder für sich und seine Organisation beantworten kann, das kann man auch gesamtwirtschaftlich betrachten. Wie steht die Sozial- und Gesundheitswirtschaft aktuell eigentlich da?

Zur Jahresmitte des Superwahljahrs 2017 befindet sich die Sozial- und Gesundheitswirtschaft in einem elementaren Veränderungsprozess: Reformgesetze soweit das Auge reicht, veränderte Branchenstrukturen, neue Geschäftsmodelle, branchenfremde Anbieter und private Investoren, die ihr Kapital einbringen wollen. Die Nachfrage in allen Teilbranchen steigt gleichermaßen an, egal ob für Betreuung, Pflege, medizinische Versorgung oder Bildung. Aber die Fachkräfte fehlen. Und ohne sie läuft in den personalintensiven Sozial- und Gesundheitsdiensten nicht viel.

Einen Überblick über die aktuellen Entwicklungen in der Sozial- und Gesundheitswirtschaft hat unser Research zusammengestellt. Sie finden ihn [hier](#) auf unserer Website. Und die persönliche Bestandsaufnahme zur Jahresmitte folgt dann in einer ruhigen Minute – oder vielleicht im Sommerurlaub.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß mit dieser Ausgabe der BFS-Trendinfo und eine schöne Ferienzeit!

Ihre Bank für Sozialwirtschaft

Bildung

Der Bildungs-Oscar geht nach Hameln

Für Kinder lief es in Hameln nicht immer gut, erzählt die gruselige Rattenfänger-Sage. Doch die niedersächsische Fachwerkstadt kann auch anders – die Elisabeth-Selbert-Schule (ESS) macht es vor. 2.000 Schüler aus 34 Nationen werden dort in berufsbildenden Fächern unterrichtet, einige davon aus sozialen Verhältnissen, denen nicht unbedingt ein Leben auf der Erfolgsspur vorgezeichnet ist. Eine Problemschule? Im Gegenteil, eine Bildungseinrichtung, die Lösungen praktiziert. Dafür hat Bundeskanzlerin Angela Merkel der Berufsschule kürzlich den mit 100.000 Euro dotierten Deutschen Schulpreis überreicht: für Spitzenqualität in Unterrichtsgestaltung, Schulorganisation und soziales Miteinander.

Erlaubnis zum Spicken und Surfen

In Hameln ticken die Schuluhren ein wenig anders. Da dürfen Schüler zum Beispiel Spickzettel nutzen, erläutert Mathe-Lehrerin Barbara Bremert. „Manche meiner Schüler bringen so viel Angst von anderen Schulen mit – da beruhigt so ein kleiner Spickzettel und gibt Sicherheit.“ Oder auf dem Handy surfen: „Die Lehrer vertrauen uns total. Wir dürfen die Handys benutzen, um im Unterricht zu recherchieren“, wird die 17-jährige Belana in der Preisträgerbroschüre zitiert. Auffallend sind auch die kleinen Abreißzettelchen in den Klassenräumen, die man sonst bisweilen an Straßenlaternen sieht. Darauf bietet sich ein Beratungsteam aus Schul-Mitarbeitern an, jeweils mit Handynummer und Mail-Adresse. Sie stehen den Schülern als

Ansprechpartner auch außerhalb der regulären Unterrichtszeit zur Verfügung.

Der Deutsche Schulpreis und seine Anforderungen

Beim Deutschen Schulpreis, ausgeschrieben von der Robert Bosch Stiftung und der Heidehof Stiftung, werden zusätzlich zum Hauptgewinner fünf Preisträger mit je 25.000 Euro ausgezeichnet. Das Signal des Bildungs-Oscars ist deutlich: Gute Schule ist machbar, unabhängig von Schulform, Größe und Bundesland. Rund 2.200 Einrichtungen haben sich seit 2006 beworben. Eine Jury aus Wissenschaftlern, Schulleitern und Pädagogen entscheidet über die Bewerber anhand von sechs Kriterien: Leistung, Umgang mit Vielfalt, Unterrichtsqualität, Verantwortung, Schulleben und Schule als lernende Institution.

Soziale und kulturelle Vielfalt fördern

In der ESS stehen berufsbildende Fächer wie Agrarwirtschaft, Hauswirtschaft, Pflege und Heilpädagogik auf dem Stundenplan. Die schulischen Laufbahnen reichen von Hauptschulabschluss bis Abitur. Besonders punkten konnte die Schule bei der Jury durch ihren Umgang mit der sozialen und kulturellen Vielfalt in der Schülerschaft. „Wir alle versuchen, durch zahlreiche Projekte individuelle Lernwege mit und für die Schüler zu ebnen“, erklärt Schulleiterin Gisela Grimme (62)

gegenüber der BFS-Trendinfo. Einige der Bausteine des individuellen Förderkonzepts:

- den Schülern Erfolgserlebnisse vermitteln, damit sie merken, dass sie etwas aus sich selbst heraus schaffen und stolz auf das Erreichte sein können,
- Peer-Education praktizieren, indem leistungsstarke Schüler in Individualförderkurse eingebunden werden,
- die Schüler auf ihrem Weg durch die Schulzeit begleiten, etwa durch eine intensive Willkommens- und Abschiedskultur,
- die pädagogische Arbeit kontinuierlicher Überprüfung und Evaluation unterziehen.

Individuelle Förderung bringt den Erfolg

Schwache Schüler erhalten individuelle Förderung durch kleine Lehrerteams, die ihnen regelmäßiges Feedback geben und sich untereinander austauschen. „Hier bekommt jeder nicht nur eine zweite, sondern notfalls auch eine dritte oder vierte Chance“, haben sich die Lehrkräfte vorgenommen. In den sogenannten Daltonstunden, ein reformpädagogisches Konzept, entscheiden Schüler mehrmals pro Woche, an welcher Aufgabe sie arbeiten, ob allein oder in der Gruppe und mit welcher Lehrkraft. Schüler und Lehrer teilen gemeinsam an der ständigen Verbesserung des Konzepts.

Schule wandert ins Gefängnis

Besonders gut gelinge es der ESS, die vielfältigen Biografien ihrer Schüler zu berücksichtigen, befand die Jury. Ein Befund, der es in sich hat: Zu den Schülern gehören auch minderjährige Mütter, 124 junge Flüchtlinge, die in Sprachförderklassen unterrichtet werden, und rund 30 inhaftierte Jugendliche der Justizvollzugsanstalt (JVA) Hameln. Dieser Personenkreis wird meist in der JVA unterrichtet, manchmal sind darunter auch Freigänger.

Raus aus der Schule, hinein ins Leben (I)

Der fachpraktische Unterricht schlägt eine direkte Brücke ins wirkliche Leben. Die Schüler stellen selbst Produkte her. Ihre Kekse, Marmeladen oder Kräuteröle verkaufen sie im Internet oder auf dem Weihnachtsbasar. Die Zutaten wachsen überwiegend im Schulgarten. Der schuleigene Kiosk verkauft selbstgemachte Snacks und Getränke – mit einem Jahresumsatz von 28.000 Euro. So erschließt sich den Lernenden der Verwertungskreislauf: von Anbau und Ernte, Verarbeitung und Lagerung bis hin zu Vertrieb und Vermarktung.

Raus aus der Schule, hinein ins Leben (II)

„Die Vernetzung in der Region ist an der ESS ein großes Thema“, führt Grimme aus. Gemeint sind der kontinuierliche Austausch mit Ausbildungsbetrieben der Region, die Aktivitäten von Arbeitskreisen für verschiedene Ausbildungsgänge, Betriebsbesichtigungen und Veranstaltungen für Kooperationspartner, z. B. die jährliche Kindergala. Schüler im Praktikum und in der Ausbildung werden von Lehrkräften individuell betreut. Das zahlt sich aus: „Alle Absolventen im Bereich Pflege haben bereits vor Schuljahresende einen Anschlussvertrag erhalten“, berichtet Grimme. Auch in anderen Fachbereichen funktioniert die Vernetzung mit der Arbeitswelt: „Ausbildungsbetriebe melden sich bei der verantwortlichen Koordinatorin und fragen nach geeigneten Auszubildenden bzw. Absolventen.“

Niemals aufgeben...

Erst mit der fünften Bewerbung hat es beim Deutschen Schulpreis geklappt, berichtet die Schulleiterin. Ans Aufgeben haben sie und das Kollegium niemals gedacht, sondern stattdessen an der stetig verbesserten Bewerbung getüftelt. Mit dem Gewinn des Deutschen Schulpreises ist eine neue Aufgabe hinzugekommen: Was tun mit dem gewaltigen Preisgeld?

Auch hier ist die Lösung nahe: Es fließt in Projekte zur Förderung der Schulgemeinschaft, in die Gestaltung von Unterrichtsräumen und in Fortbildungen zur weiteren Verbesserungen der Unterrichtsqualität.

Der Deutsche Schulpreis. Die Preisträger 2017, hg. von der Robert Bosch Stiftung, 52 Seiten, www.deutscher-schulpreis.de.

Integration

Flüchtlingskinder in der Kita: Je älter, desto besser versorgt

Das Gros der Flüchtlingskinder besucht eine Kita oder geht zur Schule – das stellt eine aktuelle repräsentative Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin) fest. Dennoch gibt es nach Ansicht der Autoren Verbesserungsbedarf, vor allem bei den ganz Kleinen: So besuchten nur 15 Prozent der unter dreijährigen Flüchtlingskinder der repräsentativen Studiendaten eine Kita – wenig im Vergleich zu einer Nutzungsquote von 28 Prozent aller in Deutschland lebenden Kinder. Dabei sollte die Basis für eine erfolgreiche Integration doch möglichst früh gelegt werden, schreiben die Autoren und fordern hier „mehr gemeinsame Anstrengungen“.

Mit zunehmendem Alter steigt die Kita-Nutzung

Lässt die Situation der unter Dreijährigen nach Ansicht der Autoren zu wünschen übrig, verbessert sich die Lage mit zunehmendem Alter: So gehen knapp 80 Prozent der Flüchtlingskinder zwischen drei und sechs Jahren in eine Kita (alle Kinder in Deutschland: 95 %). Wobei es deutliche Ost-West-Unterschiede gibt. So nutzen Flüchtlingskinder unter drei Jahren in Ostdeutschland eher eine Kita (19 %) als in Westdeutschland (14 %). Bei den Älteren dreht sich das Verhältnis um: In Ostdeutschland gehen rund 63 Prozent der Drei- bis Sechsjährigen in die Kita, in Westdeutschland sind es 85 Prozent. Dabei steigt die Wahrscheinlichkeit der Kita-Nutzung, wenn die Flüchtlingsfamilien in eigenen

Wohnungen leben und schon länger in Deutschland sind.

95 Prozent besuchen eine Schule

Eine Grund- oder Sekundarschule besuchen 95 Prozent aller Flüchtlingskinder. Von den Grundschulern erhält knapp die Hälfte eine Sprachförderung, ein Viertel besucht sogenannte Flüchtlingsklassen. Auch hier zeigen sich regionale Unterschiede zwischen den einzelnen Bundesländern: So besuchen in Nordrhein-Westfalen – dem Bundesland mit dem höchsten Anteil an Flüchtlingskindern (26,3 %) – rund 25 Prozent der Grundschüler eine Flüchtlingsklasse, in Baden-Württemberg sind es nur 14 Prozent.

Kontraproduktiv: Unterschiedliche Regelungen zur Schulpflicht

Wie viele Kinder von Geflüchteten hierzulande tatsächlich eine Kita besuchen, ist nicht bekannt. Die Befragung des Deutschen Instituts für Menschenrechte aus 2016 über den Zugang geflüchteter Kinder zu Kitas (www.landkarte-kinderrechte.de) zeigt: Kaum ein Bundesland hat hier valide Daten. Auch die Frage, ab wann Flüchtlingskinder eine Kita oder Schule besuchen können, wird von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich beantwortet. Die verschiedenen Regelungen zur Schulpflicht und zum Schulzugangsrecht führen nach Ansicht des Instituts für Menschenrechte zu extremen Unterschieden beim Zugang zu Schulen:

„Von einer zufälligen Verteilentscheidung hängt ab, wie lange Kinder auf ihr Recht auf Bildung verzichten müssen.“

Teilweise lange Wartezeiten auf Kita-Platz

Eine kürzlich erschienene, nicht repräsentative Unicef-Studie über den Alltag von geflüchteten Kindern in Deutschland sieht die Situation ebenfalls eher kritisch: Danach besteht für geflüchtete Kinder und Jugendliche oft kein zeitnaher Zugang zu Regelsystemen der Bildung und Förderung. Befragt wurden hier knapp 450 Mitarbeiter und Ehrenamtliche in Flüchtlingsunterkünften. „Obwohl bei allen Kindern spätestens ab Vollendung des ersten Lebensjahres ein Rechtsanspruch auf eine Betreuung in Kitas besteht, scheint diese laut Aussage der Befragten eher eine Ausnahme in den Unterkünften, in denen sie arbeiten, darzustellen“, heißt es in der Studie. 16 Prozent der Befragten geben an, dass keine Förderung durch Kitas stattfindet, ein knappes Viertel (22 %) berichtet, dass die Wartezeit in ihrer Einrichtung bis zum Kita-Besuch sechs Monate oder länger beträgt. Lediglich 13 Prozent äußern, dass die Eltern innerhalb eines Monats einen Platz für ihr Kind in einer Kita finden.

Dabei ist eine geregelte Betreuung nicht nur für Kinder und ihre persönliche Entwicklung wichtig, sondern auch für die Eltern, betonen die Autoren der Unicef-Studie: Denn sie schafft Freiräume, damit Eltern Sprachkurse und andere Bildungsangebote wahrnehmen können.

Methodische Anmerkungen

Die Studiendaten des DIW basieren auf einer Befragung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF) sowie des Sozioökonomischen Panels (SOEP) unter 4.817 erwachsenen Flüchtlingen, die zwischen 2013 und 2016 nach Deutschland gekommen sind. Die Stichprobe zu Kindern mit Fluchthintergrund umfasst 4.405 Kinder im Alter bis zwölf Jahren und wurde in der zweiten Jahreshälfte 2016 erhoben. Knapp die Hälfte der Kinder stammt aus Syrien, gefolgt von Afghanistan (12 %) und den Balkanstaaten (10 %). Nicht erfasst wurden unbegleitete Minderjährige.

Ludovica Gambaro / Elisabeth Liebau / Frauke Peter / Felix Weinhardt, Viele Kinder von Geflüchteten besuchen eine Kita oder Grundschule, DIW-Wochenbericht 19/2017, Berlin, Seite 379-38, [Download](#).

Weitere Informationen:

Unicef-Studie: Kindheit im Wartezustand, März 2017

www.landkarte-kinderrechte.de

Pilotstudie aus Bayern: Zwischen Zuversicht und Ernüchterung

Amir, ein 22-jähriger Afghane aus dem Iran, hat Angst davor, in seine Heimat abgeschoben zu werden. Er will nicht erneut gegen den „Islamischen Staat“ in Syrien kämpfen müssen. Amir hat genug Blutvergießen gesehen, er selbst kam verletzt ins Krankenhaus. Als er wieder in den Krieg geschickt werden sollte, machte er sich auf den Weg nach Deutschland.

Fatima (32) hat eine äußerst gefährliche Flucht zusammen mit ihren drei Kindern und dem Ehemann aus dem nördlichen Irak hinter sich. Krieg, Hunger und die Angst um ihre Kinder waren der Auslöser.

Mit 17 Jahren beschloss Noah, Eritrea zu verlassen, um der Rekrutierung zum Militärdienst zu entkommen. Sowohl der Vater wie die Brüder müssen diesen Dienst leisten, was ihnen, wie Noah sagt, jede Zukunftsperspektive raubt.

Beklemmend authentisch

So unterschiedlich die Herkunftsländer dieser drei Menschen und ihre Motive zur Flucht nach Deutschland sind: Sie alle kamen im Jahr 2015 nach Bayern, warten sehnlichst auf Anerkennung ihrer Asylanträge und sind davon überzeugt,

eine Zukunft in Sicherheit und Menschenwürde nur in Deutschland zu haben. Sie gehören zu den zwölf Flüchtlingen, die an den biografischen Tiefeninterviews der Pilotstudie „Asylsuchende in Bayern“ beteiligt waren. Mit ihren Schilderungen geben sie der Studie eine beklemmende Authentizität.

Die Untersuchung wurde von der Technischen Hochschule Regensburg im Auftrag der Hanns-Seidel-Stiftung erstellt. Im quantitativen Teil werden zusätzlich 780 Asylsuchende etwa zu Fluchtmotiven, Bleibeabsichten und Einstellungen befragt. Die Menschen stammen aus Syrien, Eritrea, Irak und Afghanistan. In einem dritten Teil kommen Experten und ehrenamtliche Helfer zu Wort. So entsteht ein vielfältiges und faktenreiches Bild zur Situation der Flüchtlinge, das über Bayern hinaus von hoher Aussagekraft ist.

Zuversicht und Hindernisse

Ein zentraler Befund der Studie: Es gibt nicht „den“ Asylsuchenden, häufig aber Gemeinsamkeiten entlang Herkunftsland, Volksgruppe, Religion und Geschlecht. „Die überwiegende Mehrheit äußert die optimistische Erwartung, sich leicht im neuen Umfeld einleben zu können“, fanden die Autoren heraus. Allerdings stehen dieser Zuversicht auch beträchtliche Hindernisse entgegen.

Warum sie gekommen sind

Unabhängig vom Herkunftsland bilden Frieden und Stabilität die Hauptmotive für die Flucht. Dahinter steht für Syrer der Krieg im eigenen Land, für Menschen aus dem Irak, vor allem für Jesiden, ethnische und religiöse Verfolgung. Eritreer nennen neben politischer Verfolgung auch die soziale und medizinische Versorgung hierzulande. Eine Rolle spielt ebenfalls die positive Berichterstattung über Deutschland. Die Einzelinterviews bringen bewegte Lebens- und Fluchtgeschichten zutage, berichten die Studienautoren. „Sie belegen die Bedeutung von Verwandtschaftsnetzwerken, aber auch von Schleuserorganisationen bei der Flucht.“

Zwei unterschiedliche Flüchtlingsgruppen

Vor allem beim Bildungsstand lassen die Studienergebnisse eine regelrechte Zweiteilung unter den Befragten erkennen. Auf der einen Seite stehen Asylsuchende aus Syrien und dem Irak. Viele von ihnen haben ein – auch im Vergleich zu Deutschland – hohes formales Bildungsniveau, sind oft älter und mit Familie. Demgegenüber stehen junge Afghanen und Eritreer. Mit zwölf Prozent Analphabeten ist der Anteil bei den Afghanen am größten, während Eritreer ihre Schullaufbahn oft abgebrochen haben, um dem Militärdienst zu entgehen. Bei der Motivation, Deutsch zu lernen, nähern sich beide Gruppen stark an

– mehr als die Hälfte der männlichen Befragten hat bereits einen Deutschkurs absolviert, von den Afghanen drei Viertel.

Viele Asylsuchende wollen zurückkehren

Afghanische Asylsuchende gehören zu 83 Prozent zu den Bleibeorientierten, gefolgt von Irakern (70 %) und Eritreern (60 %). Demgegenüber beabsichtigt nur ein Drittel der Flüchtlinge aus Syrien, für immer in Deutschland zu bleiben. Die Studienautoren halten fest: „In den qualitativen Interviews wird deutlich, wie stark die Rückkehrneigung von der Entwicklung in den Herkunftsländern abhängt.“

Religion gehört zum Alltag

Während sich Befragte aus Afghanistan und Eritrea als sehr religiös einstufen, spielt Religion für Syrer und Iraker eine eher untergeordnete Rolle. Flüchtlinge schätzen mehrheitlich sowohl die Religionsfreiheit hierzulande zur Ausübung der eigenen Religion als auch die Befreiung von strenger religiöser Kontrolle in ihren Herkunftsländern. Religion ist Alltagsnormalität und steht nicht ausdrücklich im Vordergrund, haben die Studienautoren beobachtet. Zugleich aber machen die Religionsgemeinschaften attraktive Angebote zur Bewältigung des Alltags der Asylsuchenden – mit der Möglichkeit religiöser Radikalisierung einzelner.

Toleranz und Konflikt

Unabhängig vom Herkunftsland betonen alle Flüchtlinge großen Respekt gegenüber Andersgläubigen. Im Alltag der beengten Gemeinschaftsunterkünfte aber sieht es manchmal anders aus. Die Experten berichten sehr wohl von religiös begründeten Konflikten: von rassistischen und antisemitischen Beschimpfungen sowie von tätlicher Gewalt gegen religiöse Minderheiten und Asylsuchende aus afrikanischen Ländern. Es wurde sogar eine – „sehr geringfügige“ – Befürwortung von religiös motivierten Gewalttaten bei Befragten aus Syrien, Irak und Eritrea festgestellt, allerdings ohne konkreten Handlungsbezug. Dennoch sehen hier manche Experten eine Gefahr der Radikalisierung junger alleinstehender Männer in den Unterkünften.

Ausblick: Top-Thema Bildung

Für die nächsten fünf bis zehn Jahre werten die befragten Experten die gesellschaftliche Integration als größte Herausforderung für das Land. Bildung, Bildung über alles, ist denn auch die Schlussfolgerung der Autoren aus den Erhebungen. Das zielt nicht nur auf sprachliche, schulische und berufliche Bildungsangebote, die den direkten Weg in Alltag und Arbeitsmarkt bahnen. Angesichts verbreiteter Defizite bei Kenntnis und Akzeptanz der Werte einer aufgeklärten, pluralistischen Gesellschaft haben Angebote

der politischen Bildung sowie der Familien- und Elternbildung eine mindestens ebenso hohe Priorität.

Sonja Haug / Edda Currle / Susanne Lochner / Dominik Huber / Amelie Altenbuchner, Asylsuchende in Bayern. Eine quantitative und qualitative Studie der Ostbayrischen Technischen Hochschule Regensburg im Auftrag der Hanns-Seidel-Stiftung e.V., München, Mai 2017, 201 Seiten , [Download](#).

Pflege

Ehrenamtlich für Heimbewohner: Eine Wundertüte praktischer Ideen

Für manche Dinge ist man nie zu alt. Zum Beispiel dafür, sich in einer Fahrrad-Rikscha durch das Viertel kutschieren und den Fahrtwind um die Nase wehen zu lassen. Ehrenamtler des Vereins „Radeln ohne Alter“ in Berlin machen's möglich. Gut gelaunt treten sie in die Pedalen und schenken Heimbewohnern kurzweilige Zeitreisen durch das Wohnviertel, in dem sie früher gelebt haben. Eine Idee aus Dänemark, die jetzt auch in Deutschland Schule macht: Beim Wettbewerb um den GERAS-Preis kam sie so gut an, dass sie unter mehr als 100 Bewerbern den zweiten Preis holte.

Ehrenamt als unverzichtbare Dienstleistung

Mit dem GERAS-Preis 2016 und insgesamt 5.000 Euro Preisgeld zeichnete die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) erstmalig Menschen und Initiativen aus, die sich vorbildlich dafür einsetzen, das Leben von Menschen im Alten- und Pflegeheim bunter zu gestalten. Es geht um Begegnung, Kreativangebote, Ausflüge – also um alles, was im Pflegealltag oft zu kurz kommt. Ausgewählte Beispiele aus dem aktuellen BAGSO-Themenheft „Engagement für Menschen im Heim“ geben einen Eindruck von der Vielfalt der eingereichten Projekte – im Folgenden einige Kostenproben.

Besuch, wie schön!

Der bekannteste Besuchsdienst für kranke und hilfsbedürftige

Menschen wird von den „Grünen Damen und Herren“ geleistet. Bundesweit wirken mehr als 10.000 Ehrenamtler dieser Organisation in 700 Krankenhäusern und Altenheimen mit. Darüber hinaus sind zahlreiche autonome Besuchsdienste mit lokalem Profil aktiv. Sie nehmen sich Zeit für Gespräche, lesen vor und begleiten hilfsbedürftige Menschen beim Spaziergang oder Einkaufen. Damit nicht genug: Das Ehrenamts-Netzwerk „Herbstzeitlose“ in Saalfeld etwa bildet zusammen mit dem Seniorenbüro des Landkreises Saalfeld-Rudolstadt Freiwillige zu Seniorenbegleitern weiter und vermittelt sie in lokale Initiativen. Weitere Beispiele: Der AWO-Bezirksverband Rheinland coacht ehrenamtliche Pflegeclowninnen für den Heimbesuch der humorvollen Art. Auch Vierbeiner sind im Besuchsdienst willkommen: In mehreren Projekten wirken Therapiehunde mit – zur Freude der Senioren.

Schule geht ins Altenheim

Zahlreiche Schulen pflegen Kontakte zu Alten- und Pflegeheimen – von gelegentlichen Theater- und Konzertaufführungen bis zu regelmäßigen Projekten. Eine echte Win-Win-Situation: Die Einrichtungen öffnen sich nach außen, die Kinder und Jugendlichen erwerben soziale Kompetenzen. Ein gutes Beispiel ist der erste GERAS-Preisträger, die Initiative „Lebenslanges Lernen“. Die Schüler der Berkenschule in Holzgerlingen (Landkreis Böblingen) musizieren, backen und basteln bei ihren wöchentlichen Besuchen

mit den Bewohnern des DRK-Pflegeheims. Vor dem Abschied steht ein selbst entworfenes Gymnastiktraining mit den Senioren.

Erst Ehrenamt, jetzt Ausbildungsplatz

Auch das Betreuungsprojekt „Treffpunkt Mensch“ in Hargesheim (Rüdesheim) bringt Schüler der Alfred-Delp-Schule und Bewohner der Residenz Pro Seniore auf unterhaltsame Weise zusammen. Mitarbeiter des Sozialdienstes nehmen eine unterstützende Rolle ein. Besonders erfreulich: 2016 haben erstmals Schüler aus dem Projekt eine Ausbildung in der Einrichtung begonnen.

Praktische Ideen zum Nachmachen

Die Projektbeispiele zum GERAS-Preis füllen eine Wundertüte praktischer Ideen mit beispielgebendem Potenzial. Nichts ist unmöglich: das kommunale Begegnungscafé im Altenheim (Café Donaublick, Munderking), der Deutschkurs von Bewohnern für Flüchtlinge (Hückelhoven) oder das „Snacken op Plattdütsch“ (München). Mobile Dienste können praktischerweise gleich mehrere Heime ansteuern, etwa der Bücherservice, der Senioren mit Lesepatzen sowie Großdruck- und Hörbüchern beglückt (Hamburg), der Kinoclub (Caritasverband Scheinfeld) oder der „Singkreis auf Altenheim-Tournee“ (Kaiserslautern).

Sportlich gegen Sturzgefahr

Zahlreiche Initiativen erfreuen die Heimbewohner mit Angeboten zu Gymnastik und Fitness, einige gehen noch darüber hinaus: So spielt Leierkastenmann Friedrich Henke aus Anröchte-Berge mit seiner Drehorgel in Senioreneinrichtungen auf und ermuntert die Zuhörer zum Tanzen. In der Seniorengruppe „Fit+Froh“ (Puschendorf) betreiben ehrenamtliche Übungsleiter mit Thera-Band, Hanteln und Tüchern Sturzprävention, Atem- und Entspannungsübungen.

Netzwerk und Interessenvertretung

Gutes tun tut gut, wissen Menschen mit Ehrenamt. Ebenso nützlich ist es, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Hier rücken Fördervereine, Netzwerke und Interessenvertretungen in den Blick. Einige Beispiele: Der Vernetzungsverein „PYR-einander“ (ebenfalls 2. GERAS-Preis) schaffte es, das randständig gelegene Seniorenzentrum engmaschig mit dem regen Vereins- und Sozialleben des 6.000-Einwohner-Städtchens Pyrbaum (Oberpfalz) zu verknüpfen. Das Nachbarschaftshilfe-Projekt „Kölsch Hätz“ koordiniert 500 Ehrenamtliche in 28 Kölner Stadtteilen, unterstützt von vier hauptamtlich Tätigen der Caritas. Diverse Fördervereine im Land sorgen unbürokratisch für Anschaffungen, die echte Lebensqualität stiften (Sinnesgarten, Cafeteria, Bürgerbus). Externe Beiräte wirken eher

im Hintergrund, aber oft sehr kompetent. Das Pro Pflege Selbsthilfenetzwerk(Neuss) achtet auf die Beseitigung von Mängeln im Heim und die Verbesserung von Rahmenbedingungen zugunsten pflegebedürftiger Menschen.

Wenig Kosten, viele Ideen

„Die Projektbeispiele möchten Menschen, die den Wunsch haben sich zu engagieren, und den Verantwortlichen in den Einrichtungen Impulse geben“, resümiert das Themenheft. Dabei zählt nicht das große Geld, sondern vielmehr die Bereitschaft, sich mit guten Ideen auf Menschen in schwieriger Lebenslage einzulassen. „Wer anderen hilft, hilft sich selbst“ – die Ideensammlung regt an, ohne Umschweife loszulegen.

Engagement für Menschen im Heim, herausgegeben von der BAGSO, Ausgabe 48/2017, Bonn, 33 Seiten, Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Download (kostenlos).

Inklusion

„Mehr als gemeinsames Training“

Sport verschafft Fitness, Miteinander und Selbstwertgefühl. Eigentlich eine Binsenweisheit. Events wie die Special Olympics oder Paralympics und die breite öffentliche Inklusionsdebatte haben das Bewusstsein dafür geschärft, dass sportliche Aktivitäten auch für Menschen mit Behinderung und deren gleichberechtigte Teilhabe unverzichtbar sind. „Wobei sich Inklusion nicht einfach darin erschöpft, dass Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam Sport treiben“, betont Professor Dr. Dietrich Milles gegenüber der BFS-Trendinfo-Redaktion. Der Gesundheitswissenschaftler und seine Kollegen Dr. Ulrich Meseck und Joanna Wiese von der Universität Bremen setzten sich mit dem Nutzen angeleiteter Bewegung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung auseinander. Die AOK Bremen begleitete das fünfjährige Forschungsprojekt und finanzierte es mit jährlich 20.000 Euro.

Versorgung ist gut, Aktivierung noch besser

„Gerade bei geistig und mehrfach behinderten Menschen war es bisher schwierig, mehr zu erreichen als gute Versorgung. Unklar blieb, wie Inklusion praktisch aussehen kann“, erklärt Milles. „Unsere Studie hat gezeigt, dass wir auch diese Menschen – mit ihrer individuellen Behinderung – durch Bewegung, Spiel und Sport aktivieren und ihre Fähigkeiten steigern können.“ Was der Forschungsbericht nicht wiedergibt, erlebten die Beteiligten als greifbaren Projekterfolg vor Ort: Die junge Frau, die sich nach einigen Übungsstunden endlich traute, den Weg in die Sporthalle über eine offene Metalltreppe zu nehmen. Oder der Mann mit

autistischer Beeinträchtigung, der langsam lernte, den Ball zurück in die Gruppe zu spielen.

Innerhalb der betrieblichen Gesundheitsförderung

Projektpartner ist die Behinderten-Einrichtung Martinshof der Werkstatt Bremen. 58 Beschäftigte zwischen 18 und 57 Jahren nahmen an der Studie teil. Deren Betreuer waren eng in das Training einbezogen. Es fand im Rahmen der betrieblichen Gesundheitsförderung regelmäßig einmal pro Woche während der Arbeitszeit statt.

Vielfältig angelegtes Training

Die Studie nahm besonders schwer aktivierbare Behinderte in den Blick: Menschen, die sich ungern bewegten, übergewichtig waren und das bestehende Sportangebot des Martinshofs ignorierten. Bei den Kursen ging es nicht um stringente Abläufe herkömmlicher Übungen, sondern darum, Bewegungsmuster präzise auf die individuelle Behinderung und Leistungsfähigkeit der Teilnehmer auszurichten, sie schrittweise aufzubauen und von der Betreuung hin zu mehr Selbsttätigkeit zu lenken. „Insgesamt sollte ein breites Spektrum konditioneller, kognitiver und koordinativer Fähigkeiten abgedeckt werden.“

Kursverlauf: Kegel treffen, Gegenstände transportieren

Eine einfache Übung sah etwa vor, auf einer Bank stehende Kegel zu treffen. Die Variation von Entfernung und Ballgröße erzielte Leistungssteigerungen. Komplizierter ging es zu, als die Teilnehmer paarweise mit einer Decke unterschiedliche Gegenstände von einer zur anderen Seite der Sporthalle transportierten – hier waren Koordination und Kommunikation im Zusammenwirken gefragt. Staffelspiele erweiterten die Übung. Praxisnahe Aufgaben stellten den Bezug zur Werkstatt her. Da mussten z.B. freie Plätze gesucht und Gegenstände zugeordnet werden, da wurden Handlungsabläufe etwa im Straßenverkehr, beim Einkaufen oder bei Kälte simuliert. Dabei standen Teamfähigkeit, Orientierung, Kommunikation, Interaktion im Mittelpunkt.

Das Ergebnis: Mehr Lebensqualität, mehr Spaß bei der Arbeit

Als Ergebnis nennt die Untersuchung „eindrucksvolle Fortschritte in Sachen Ausdauer, Kondition, Koordination, Beweglichkeit und Reaktionsfähigkeit.“ Die aerobe Ausdauer (zurückgelegte Strecke in 6 Minuten) verbesserte sich im Mittelwert aller Teilnehmer von 514 auf 747 Meter und, noch wichtiger, die Wahrnehmungs-/Reaktionsfähigkeit (pro Minute getroffene Zuordnung von Farben) von 30 auf 47 Treffer. Der verbesserte Trainingsstand wirkt sich positiv auf die Lebensqualität

aus, auch auf Leistungsfähigkeit und Selbstwertgefühl am Arbeitsplatz, so die Studie.

Als wesentlich für den Erfolg bestätigte sich der Setting-Ansatz: „Die sportliche Aktivierung soll dort stattfinden, wo der Weg in die Gesellschaft angeboten wird“, also im Umfeld der Werkstatt. Die Befragung der Gruppenleiter in den Werkstätten des Martinshofs ergab folgende Beobachtungen:

- Arbeitsvorgänge verliefen schneller, die Arbeit wurde aktiver angegangen.
- Die Teilnehmer folgten Hinweisen und Erklärungen mit höherer Aufmerksamkeit.
- Der Arbeitsprozess wurde wahrnehmbar von mehr Spaß und Freude begleitet.
- Das Sozialverhalten war deutlich intensiver und unterstützend.

Ein Projekt macht Schule

Die AOK Bremen/Bremerhaven sieht mit ihrer Unterstützung der Studie einen zentralen Auftrag erfüllt. „Eine unserer Kernaufgaben besteht darin, Gesundheitsprogramme auch für benachteiligte Gruppen anzubieten“, sagt Jörg Twiefel, Stellvertreter des Vorstands der AOK Bremen/Bremerhaven. Dabei soll es nicht bleiben: Gemeinsam mit Teamleitern der Martinshof-Werkstatt und dem Landessportbund Bremen wurde

mittlerweile ein Fortbildungsangebot erarbeitet und zertifiziert, das die neuen Erkenntnisse in die Praxis einbringt. Überdies liegen Anfragen mehrerer Krankenkassen vor, berichtet Twiefel. Besonders erfreulich: Die Alsterdorfer Werkstätten schicken sich an, das Projekt eigenständig auf deren Belange hin umzusetzen.

Die Studie „Ressourcenentwicklung durch sportliche Aktivierung als Ziel der betrieblichen Gesundheitsförderung in Werkstätten für behinderte Menschen“ wird in zwei Bänden dargestellt: Ein Band widmet sich der wissenschaftlichen Untersuchung, der zweite Band bietet praktische Anleitungen für Betreuer, Gruppenleiter und Trainer, die mit behinderten Menschen arbeiten:

Milles, Dietrich; Meseck, Ulrich; Wiese, Joanna: Inklusion praktisch begründet. Sportliche Aktivierung in Werkstätten für behinderte Menschen.

Bremen: Stürken Albrecht, 2017a, 165 Seiten, 20 Euro

ISBN-978-3-945521-03-8

Milles, Dietrich; Meseck, Ulrich; Wiese, Joanna:

Sportliche Aktivierung in Werkstätten für behinderte Menschen. Ein Handbuch für die Praxis.

*Bremen: Stürken Albrecht, 2017b, 295 Seiten, 28 Euro
ISBN-978-3-945521-02-1*

Arbeitswelt

Fortschrittsindex 2017 zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Tue Gutes und sprich darüber. Nach dieser erprobten PR-Devise stellte das Familienministerium kürzlich den gemeinsam mit Spitzenverbänden der Wirtschaft und dem DGB erarbeiteten Fortschrittsindex 2017 zur Vereinbarkeit von Familie und Arbeitswelt vor. Immer schön bescheiden sein? Bloß nicht, sonst merkt ja keiner den Ruck, der offenbar durch die Unternehmen gegangen ist. Schließlich geht es um nicht weniger als einen „Qualitätssprung in der Vereinbarkeitsdebatte“, um „Erfolge und Meilensteine“. Der Bericht verweist zwar zu Recht auf positive Schritte und Vorzeigeprojekte, allzu viel Selbstlob ist jedoch fehl am Platz.

Faire Aufteilung in Familie und Job akzeptiert

Tatsächlich ist die familienbewusste Organisation der Arbeitswelt in unterschiedlichen Lebensphasen ein großes Thema hierzulande. Das Alleinverdienermodell ist auf dem Rückzug, junge Paare wünschen sich mehrheitlich eine faire Aufteilung von Familien- und Jobzeiten. Für junge Familien heißt Vereinbarkeit heute, dass beide Partner nahezu vollzeitnah arbeiten, sich gleichberechtigt um ihre Kinder kümmern und für das Familieneinkommen sorgen: Laut Fortschrittsindex sehen das 77 Prozent der Männer und 84 Prozent der Frauen so.

Moderne Familienpolitik rechnet sich Auch die Unternehmen haben dem Bericht zufolge erkannt, dass die Vereinbarkeit

von Familie und Beruf ein entscheidendes Kriterium bei der Arbeitgeberwahl ist. Mehr noch: Familienfreundlichkeit rechnet sich. Studien zufolge können familienfreundliche Investitionen Renditen von bis zu 40 Prozent erwirtschaften. Kostenersparnisse ergeben sich etwa durch weniger Fehltag und schnelleren Wiedereinstieg nach der Elternzeit. Als Beleg der positiven Resonanz nennt der Bericht das familienorientierte Unternehmensnetzwerk „Erfolgsfaktor Familie“ mit 6.500 Mitgliedsunternehmen.

Was erreicht wurde: „Neue Väter“ stehen ihren Mann

Elternzeit und Elterngeld: Vätern kommt als „Treibern des Wandels“ eine große Bedeutung zu, stellt der Bericht fest. Rechtsansprüche und ökonomische Anreizsystem seien für sie besonders wichtig. Umso besser, dass von ihnen inzwischen mehr als jeder dritte Elternzeit nimmt, in manchen Bundesländern sogar jeder zweite. Die Väterbeteiligung beim Elterngeld legte von 3,5 Prozent (2006) auf knapp 36 Prozent (2015) zu.

Erwerbseinstieg von Frauen: Die „neuen Väter“ begünstigen den (Wieder-)Einstieg von Frauen. Der Anteil erwerbstätiger Frauen mit Kindern zwischen zwei und drei Jahren stieg dem Bericht zufolge zwischen 2006 und 2015 von 41 auf 58 Prozent.

Erfolge bei der Kinderbetreuung

Betreuungsquote unter drei Jahren: Dreh- und Angelpunkt moderner Familienpolitik sind gute Angebote der Kinderbetreuung. Aktuell haben rund 720.000 Kinder unter drei Jahren eine Tagesbetreuung – 430.000 mehr als noch 2006. Die Betreuungsquote hat sich damit von 14 Prozent (2006) auf gegenwärtig fast 33 Prozent mehr als verdoppelt.

Mangel zwischen ein und zwei Jahren: „Der Ausbau wird weiter vorangetrieben“, kündigen die Autoren an. Nachholbedarf hat vor allem die Betreuung für Kinder zwischen ein und zwei Jahren. Hier seien zusätzliche Anstrengungen in den Unternehmen gefragt: Betriebs-Kitas, Belegplätze, Zuschüsse.

Betreuungsquote drei bis sechs Jahre: Auch die Ganztagsbetreuung von Grundschulkindern soll ausgebaut werden. Knapp 23 Prozent der Eltern von Kindern unter elf Jahren ohne Betreuung nach dem Unterricht äußern zusätzlichen Bedarf, aber auch Eltern von Kindern, die eine Ganztagschule oder einen Hort besuchen (18 %).

Familienorientierter Arbeitsplatz: Drei Beispiele

Wie sieht die postulierte „NEUE Vereinbarkeit“ praktisch

aus? Zwar mögen Besonderheiten wie Dienstreisen, Rufbereitschaft oder Schichtdienst erschwerend wirken, „entscheidend sind aber der betriebliche Gestaltungswille und eine familienfreundliche Unternehmenskultur.“ Bei einem Wettbewerb 2016 zur Vereinbarkeit mit mehr als 400 teilnehmenden Unternehmen gab es Spitzenplätze für folgende drei Konzepte:

- Für den Krankenhausbereich setzte das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) Maßstäbe: mit einem ausgefeilten Mix aus einer dem Schichtdienst angepassten Betriebs-Kita, 250 Arbeitszeitmodellen und dem stationsübergreifenden Vertretungspool für Pflegekräfte.
- Der Stuttgarter Kabelhersteller U.I. Lapp GmbH, ein mittelständischer Familienbetrieb, überzeugte mit Schichttauschbörse, einer Beraterwerkstatt für pflegende Angehörige und Jobsharing-Modellen für Führungskräfte.
- Beim Fertighausbauer FingerHaus GmbH können sich Väter auf Montage eine 4-Tage-Woche nehmen. Sie werden heimatnah eingesetzt.

Fazit: Es gibt noch viel zu tun

Trotz beachtlicher Fortschritte der letzten zehn Jahre ist es noch ein langer Weg hin zur familienfreundlichen Organisation der Arbeitswelt. Das Recht auf einen Kindergartenplatz ist vielerorts noch nicht einlösbar, Kritiker fordern eine Verlängerung

und Flexibilisierung des Elterngeldes. Bei dem großen Projekt der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sind Staat und Unternehmen gleichermaßen gefordert, der Fortschrittsindex 2017 weist den Schwarzen Peter aber geschickt den Unternehmen zu: „Im Moment klafft in immer noch zu vielen Firmen offenbar eine Lücke zwischen dem Selbstbild der Unternehmensleitung und der Wahrnehmung durch die Belegschaft“, heißt es.

Trotz aller Einseitigkeit scheint dieses Argument für sich gesehen zutreffend zu sein, wie eine repräsentative Studie der Managementberatung A.T. Kearney (2014) nahelegt. Demnach gaben nur 38 Prozent der befragten Mitarbeiter an, dass Maßnahmen der Vereinbarkeit in ihrem Unternehmen selbstverständlich sind. Die meisten hingegen beklagten das völlige Fehlen entsprechender Angebote. Hinzu kommt: Was Frauen schon lange wissen, müssen nun auch die familienorientieren „neuen Väter“ erfahren: Teilzeit, wo sie denn angeboten wird, erweist sich häufig als Karrierekiller. Hier fehlt es an einer väterfreundlichen Unternehmenskultur, also an der unternehmensseitigen Karriereförderung für Männer, die ihre Arbeitszeit für eine Weile durch Aus- oder Teilzeit reduzieren möchten.

Fortschrittsindex 2017– Erfolge auf dem Weg zur NEUEN Vereinbarkeit, Hg.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin, Mai 2017, 37 Seiten, [Download](#).

A.T. Kearney, Nur Mut! Wie familienfreundliche Unternehmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf beitragen, Ergebnisse der zweiten Mitarbeiterbefragung, Düsseldorf, 2014, 16 Seiten

Justus von Daniels, Die Zeit, Von wegen Teilzeit. Unternehmen bieten lieber Kitas an, 26. Juni 2014

Gesellschaft

Abstiegsgesellschaft? Nicht mit mir!

Kaum ein Thema emotionalisiert derzeit mehr als die Frage der sozialen Gerechtigkeit. Geht es dabei doch immer um das Oben und Unten, um Auf- oder Abstieg. Führende Ökonomen, Bildungsforscher und Politiker konstatieren eine erhebliche Schiefelage im Land. So spricht DIW-Chef Marcel Fratzscher in seinem Buch „Verteilungskampf“ von eklatanter Ungleichheit bei Einkommen, Vermögen und sozialer Mobilität im Land, ja vom Ende der Sozialen Marktwirtschaft. Der Ökonom und Soziologe Oliver Nachtwey entwirft gar das düstere Bild der „Abstiegsgesellschaft“ (s. BFS-Trendinfo 11/16). Rolltreppe statt Fahrstuhl: Wo die Mehrheit der Gesellschaft in den Blütejahren der Republik demnach stetig höher geliftet wurde, führt ihre soziale Reise seit einiger Zeit nur noch stufenweise abwärts.

Diesem Narrativ stellt Sabine Pokorny von der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) in ihrer Studie zum sozialen Aufstieg in Deutschland eine konträre Sicht der Dinge entgegen. „Durch die aktuelle Debatte könnte man den Eindruck bekommen, es gäbe nur noch Absteiger, sozialer Aufstieg sei nahezu unmöglich“, merkt sie kritisch an. „Die Wahrnehmung der Menschen in Bezug auf ihre eigene Situation ist jedoch eine andere.“

Soziale Positionierung geschieht im Kopf

Die Messung von Auf- oder Abstieg erfolge üblicherweise aufgrund objektiver Daten zur beruflichen Position des Befragten

im Vergleich zu der des Vaters. „Es gibt jedoch mehrere Gründe, die Ergebnisse einer solchen Messung zumindest kritisch zu sehen.“ Soziale Positionierung ist demzufolge auch eine Sache subjektiver Selbstwahrnehmung.

Der KAS-Studie liegt eine repräsentative Erhebung mit 2.122 Teilnehmern zugrunde, knapp ein Viertel davon mit Zuwanderergeschichte. Zusätzlich wurden 82 Personen in qualitativen Leitfadenterviews befragt. Im Mittelpunkt steht die Frage, was wichtiger ist: beruflicher Aufstieg oder privates Glück. Was macht ein gutes Leben aus?

Nur kleine Minderheit sieht sich als Absteiger

Wie die Studie verdeutlicht, ist die Selbsteinschätzung der Teilnehmer besser als es der objektive Befund der Kritiker nahelegt. 43 Prozent der Befragten betrachten sich im Vergleich zu ihren Eltern als Aufsteiger, weitere 45 Prozent sehen sich auf der gleichen Statusstufe. Nur eine kleine Minderheit von fünf Prozent stuft sich als Absteiger ein. Weitere wichtige Ergebnisse der Erhebung im Überblick:

- Zwar ist laut repräsentativer Befragung der berufliche Aufstieg für viele Menschen wichtig bis sehr wichtig. So bekennen sich in der Gruppe der Jüngeren unter 25 Jahren 79 Prozent dazu, bei den 45- bis 54-Jährigen jeder Zweite, Männer mehr als Frauen (72 vs. 60 %).

- Die qualitativen Interviews förderten indes ein subjektiv höchst vielfältiges Verständnis von sozialem Status zutage. Einige Befragte meinen damit das berufliche Fortkommen oder ein höheres Einkommen, ohne sich selbst mit den Eltern zu vergleichen. Bei anderen bestimmen private Aspekte die Statusbilanz. Zum Beispiel wird Ehescheidung mitunter als Abstieg gewertet.
- Die privaten Lebensaspekte zählen in der Statusbilanz mehr als Arbeit und Einkommen. Höchst wichtig sind den Befragten Gesundheit (87 %), Familienleben (75 %) und Partnerschaft (66 %). Arbeit (52 %) und Einkommen (39 %) sind ihnen von geringerer Bedeutung. Die große Mehrheit der Bevölkerung (79 %) ist mit ihrem Leben zufrieden bzw. sehr zufrieden. Bei der kleinen Gruppe der Absteiger sind es immerhin noch 57 Prozent.
- Was macht Menschen besonders glücklich? Die Antworten ergeben ein ähnliches Bild: Familie und Gesundheit rangieren an der Spitze, gefolgt von den Aspekten Arbeit/Beruf und Kinder/Enkel. Mithin wird Glück ebenfalls überwiegend im privaten Bereich gelebt.
- Etwa die Hälfte der Befragten möchte in ihrem Leben nichts ändern. Wenn doch, hat sie den Beruf oder die Ausbildung im Blick.

Abstieg schließt Erfolg nicht aus

Entgegen der Auffassung, sozialer Aufstieg sei kaum noch möglich und den Menschen gehe es schlecht, gibt die Hälfte der Befragten laut KAS-Studie an, erreicht zu haben, was sie erreichen wollte. Ein knappes Fünftel hat mehr erreicht, lediglich 28 Prozent weniger. Sogar 43 Prozent der Absteiger haben erreicht, was sie sich vorgenommen haben oder mehr. „Auch wenn sie sich gegenüber ihren Eltern als Absteiger wahrnehmen, heißt das nicht, dass sie in ihrem Leben nichts erreicht hatten oder erfolglos waren“, stellt Studienleiterin Pokorny fest. Die Unterscheidung zwischen Aufsteigern und Absteigern ist der Autorin zufolge also nur bedingt geeignet, um etwas über die persönliche Wahrnehmung von Erfolg und Misserfolg auszusagen.

Fazit: Eine Frage der Perspektive

„Insgesamt zeigt sich damit eine große Vielfalt an Bedeutungen von sozialem Auf- und Abstieg, die deutlich machen, dass eine rein objektive Messung von Aufstieg mittels der beruflichen Position zu kurz greift“, bilanziert Studienautorin Pokorny. Im Falle der KAS-Studie zeigt sich der erkenntnisfördernde Wert qualitativer Interviews. Was auf den ersten Blick als methodischer Gegensatz erscheint, stellt lediglich eine notwendige und durchaus gängige Ergänzung dar. Hinter der Kontroverse steht die bekannte Diskrepanz zwischen sozialer

Lage und subjektivem Bewusstsein, was für das politische Wahlverhalten wichtig werden kann. In einem entscheidenden Punkt greift die KAS-Studie denn auch zu kurz. Sie konstatiert zwar allseitige Zufriedenheit in der Republik – selbst die sehr wenigen Absteiger haben sich offenbar irgendwie mit ihrem Schicksal versöhnt. Dabei deuten die Fragmentierung der Parteienlandschaft und der radikalisierte Bürgerprotest darauf hin, dass dieses harmonische Bild sehr wohl auch Schatten hat.

Sabine Pokorny, Gesundheit und Familie vor Arbeit und Einkommen – Studie zum sozialen Aufstieg in Deutschland. Konrad-Adenauer-Stiftung, Analysen und Argumente, Ausgabe 247/2017, 13 Seiten, [Download](#).

Buchempfehlung

Benjamin Pütter/Dietmar Böhm: Kleine Hände – großer Profit. Kinderarbeit – Welches ungeahnte Leid sich in unserer Warenwelt verbirgt

Heyne Verlag, München, 2017, 224 Seiten, 12,99 Euro, ISBN 978-3-45360440-7

Benjamin Pütter (59) ist seit mehr als 30 Jahren Kinderarbeitsexperte. Der gebürtige Freiburger begleitet seine Sozialprojekte nie nur vom Schreibtisch aus, sondern prüft gerne auch vor Ort, ob das gespendete Geld wirklich ankommt. Der Kinderarbeitsexperte war rund 80 Mal in Indien und spürte oft unter Lebensgefahr mit Partnern skandalöse Zustände auf. Inkognito, ohne die Betreiber vorzuwarnen, entdeckte er zuletzt in indischen Steinbrüchen Kinderarbeit und entging nur mit Glück zwei Mordanschlägen. Seit Ende 2015 ist er Berater für die Bereiche Kinderrechte und Kinderarbeit bei der katholischen NGO „Die Sternsinger“ mit Sitz in Aachen. Jetzt hat Benjamin Pütter, gemeinsam mit dem Politologen und Schulbuchautor Dietmar Böhm, „ein Kondensat“ aus 25 Jahren Berufserfahrung“ veröffentlicht: „Kleine Hände – großer Profit. Kinderarbeit. Welches ungeahnte Leid sich in unserer Warenwelt verbirgt“.

90 Prozent des Pflasters in deutschen Städten stammt aus Indien

„Als das Buch fertig war, fiel mir auf, wie schwer es mir all die Jahre gefallen ist, alleine zu ertragen, dass Kinder versklavt,

gefoltert und ermordet wurden“, sagt Benjamin Pütter im Gespräch mit unserer Autorin in Köln. Der kräftige Zwei-Meter-Mann ist eine wahrlich imposante Erscheinung. Das muss man wohl auch sein, wenn man in indischen Steinbrüchen inkognito nach Kindern sucht, die für einen Hungerlohn ausgebeutet werden und dabei das illegale Milliarden-Geschäft der Minenbetreiber stört. „Immer wenn ich in den letzten Jahren darüber gesprochen habe, kamen mir die Tränen. Jetzt teile ich diese Last mit vielen anderen und das hilft mir, befreit weiterzuarbeiten“, versichert der erstaunlich lebensfrohe Autor glaubhaft.

Vor gut einem Jahr war Benjamin Pütter mit einem Reporter der Süddeutschen Zeitung und der New York Times in Südindien. Es entstand eine zutiefst beeindruckende zehnteilige Reportage, die 2017 mit dem Axel Springer Preis ausgezeichnet wurde. Aufgrund dieser Dokumentation gab der Verlag das Buch „Kleine Hände – großer Profit“ in Auftrag. Nachdem der Kinderarbeitsexperte zwei Mal knapp Mordanschlägen entgangen war, kann er aktuell nicht mehr nach Indien reisen, um ausbeuterische Kinderarbeit aufzuspüren. „Mir ist klar gesagt worden: Wenn sie nochmal in einen Steinbruch kommen, werden wir nicht nur sie umbringen, sondern auch ihre Familie ausrotten.“

Weltweit sind etwa 168 Millionen Kinder prekär beschäftigt

Weltweit ist Kinderarbeit in den vergangenen Jahrzehnten zwar zurückgegangen. Aber nach Angaben der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) – eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen, deren Aufgabe es ist, Arbeits- und Sozialstandards durchzusetzen – sind weltweit immer noch 168 Millionen Kinder prekär beschäftigt. Die Hälfte ist zwischen unfassbaren fünf bis elf Jahren alt. Viele werden in Regionen ausgebeutet, die von Konflikten und Katastrophen betroffen und somit schwer zu kontrollieren sind. Benjamin Pütter gilt in Deutschland als der ausgewiesene Experte in Sachen Kinderarbeit in Indien. Eindrücklich beschreibt der Berater des Kindermissionswerks, wo Kinder überall eingesetzt werden: Beim Teppichknüpfen und in der Zigarettenindustrie, sie rollen Räucherstäbchen, arbeiten in der Waffenproduktion, fertigen Feuerwerkskörper oder Glasarmreifen. Kinderarbeit findet in Indien auch in Steinbrüchen statt.

Etwa 150.000 Minderjährige schuften in indischen Steinbrüchen

Indien verfügt über das größte Vorkommen an Natursteinen

der Welt. Allein 50 000 Tonnen Granit werden direkt nach Deutschland exportiert. „Wenn ich durch deutsche Städte laufe und glänzende Außenfassaden sehe, weiß ich sofort, ob der Granit aus Südindien kommt“, so der Experte. Auch Küchenarbeitsplatten werden aus Südostasien importiert. Sie stammen aus einem der zehntausend indischen Steinbrüche. Über eine Million Menschen arbeiten dort. „Etwa 150.000 davon sind minderjährig“, weiß Benjamin Pütter. Dabei gilt es auch in Indien eigentlich als Verbrechen, Minderjährige zu beschäftigen und wird - rein theoretisch - mit bis zu drei Jahren Haft bestraft. „Die praktische Umsetzung scheitert an Korruption, Bestechlichkeit und Ignoranz“, weiß der Kinderarbeitsexperte. Eindrücklich beschreibt der Autor, mit welchen Tricks beispielsweise die Betreiber der Steinbrüche arbeiten und selbst vor Mord nicht zurückschrecken, um zu verschleiern, welche unvorstellbar harte Arbeit schon allergeringsten Kinder leisten müssen.

Schuldnechtschaft: Das ist moderne Sklavenarbeit.

Mindestens jeder dritte Grabstein auf deutschen Friedhöfen stammt aus Indien. Das gleiche gilt für 90 Prozent des Pflasters in deutschen Städten. Dass die indischen Natursteine so begehrte sind, hat sicher auch damit zu tun, dass sie unschlagbar preiswert sind. Das wiederum ist nur möglich, weil die Steine von Kindern unter grauenhaften Bedingungen abgebaut und

verarbeitet werden. „Die Kinder werden gezwungen, von früh bis spät zu schuften, sie sind Hitze, Staub und Gefahr hilflos ausgeliefert.“ Pütter nennt das „moderne Sklavenarbeit“ und er klingt immer noch zornig, obwohl er schon seit Jahrzehnten wieder und wieder über die Folgen für die Kinder spricht: Körperliche und seelische Schäden, Analphabetismus. Oft gerate die ganze Familie in Schuldnechtschaft, weil sie sich Geld leihen und dann keine Chance mehr haben, sich selbst aus dieser Situation zu befreien. „Für die betroffenen Familien ist es fast unmöglich, den Teufelskreis von fehlender Bildung, Armut und Schwerstarbeit für Hungerlöhne zu durchbrechen.“

Workcamps für Jugendliche auf den Spuren Mahatma Gandhis

Benjamin Pütter lebt heute mit Tochter und seiner Frau Ute Delor, die vor ihrer Ausbürgerung in der DDR-Friedensbewegung aktiv war, in einem genossenschaftlichen Wohnprojekt in Freiburg. In den siebziger Jahren studierte er evangelische Theologie und Politologie in Berlin und Amsterdam und kam mit der Friedensbewegung in Berührung. Der Autor ist aus Überzeugung strikt gewaltfrei, auch wenn er bei Atomwaffenblockaden viele Male festgenommen wurde und sogar 21 Tage im Gefängnis saß. Als Student lernte er Petra Kelly kennen, wurde ein halbes Jahr ihr Redenschreiber und sammelte als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei den Gründungs-Grünen Bundestagserfahrung. Anfang der 80er

Jahre knüpfte der Autor erste Kontakte zur Genossenschaftsbewegung in Südindien, organisierte Workcamps für Jugendliche auf den Spuren Mahatma Gandhis. Zuletzt arbeitete er 20 Jahre für das katholische Hilfswerk Misereor.

Es ist wieder völlig normal, dass Kinder arbeiten.

Ausführlich beschäftigt sich der Friedensaktivist in „Kleine Hände – großer Profit“ mit den Ursachen und Auswirkungen von Kinderarbeit. Das Hauptproblem: „Die Kontrollen in den Betrieben werden meist angekündigt.“ In den Jahren 2000 bis 2010 traf Benjamin Pütter in der Teppichindustrie nirgendwo mehr ein arbeitendes Kind an. „Manchmal sah ich ein Kind wegrennen. War ein Platz am Teppich frei, wusste ich, da hatte das Kind gesessen. Das war die absolute Ausnahme.“ Bei seinen letzten und vorletzten Reisen interviewte der Autor nicht nur manchmal mehr als 160 Kinder pro Tag, sondern machte auch Fotos, schrieb die Lebensgeschichten auf. „Keiner rannte weg. Keiner hatte das Gefühl, jetzt kommt gleich die Polizei, das ist ja verboten. Es ist wieder völlig normal, dass Kinder dort arbeiten und das finde ich schrecklich.“

Als Baby mit im Steinbruch: Das ist schleichender Mord.

Es wird so oft behauptet, die Armut wäre der Grund für Kinderarbeit. Wäre die Armut weg, gäbe es

keine Kinderarbeit mehr. Benjamin Pütter hält das für eine Lüge „Es ist ein Teufelskreis: Armut führt zu Kinderarbeit, führt zu Armut. Das lässt sich nur durchbrechen durch eine Bildung, die den Namen Bildung verdient.“ Seit 1960 schreibt die indische Verfassung Schulpflicht vor. „Der indische Bildungsminister hat mir voriges Jahr erzählt, dass von den staatlich angestellten Lehrern lediglich 43 Prozent zum Unterricht kommen und von denen unterrichtet nur jeder Zweite“, so der Theologe. „Dort muss man ansetzen. Bildung ist der Schlüssel zur Abschaffung der Kinderarbeit.“ Das Schlimmste ist: „Ein Kind, das bereits als Baby mit in den Steinbruch genommen wird, dort aufwächst, hat eine Lebenserwartung von 30 Jahren. Das ist schleichender Mord.“

Schulden werden mit einem Zinssatz von 20 Prozent am Tag verzinst.

In zehn Kapiteln beschreibt Benjamin Pütter gut lesbar das Schicksal der Teppich-Kinder und die Macht der Knüpfstuhlesitzer. Die schrecklichen Arbeitsbedingungen und wie wichtig der erfolgreiche Kampf gegen Kinderarbeit ist. Dazu gehört neben der Bildung für Kinder auch Arbeit für die Eltern. Vor allem die Schuldnechtschaft der Kinder erschüttert den Experten. Wenn Großeltern sich zur Hochzeit der Tochter 100 Euro leihen und diese Schulden mit einem Zinssatz von 20 Prozent am Tag verzinst werden. „Völlig unmöglich zurückzuzahlen.“ Entweder wird das Haus der Familie angezündet, wenn alle drin sitzen oder der sechsjährige Enkel

verdingt sich als Teppichknüpfer. „Wie soll ein Mensch, der im Schnitt am Tag 60-80 Cent verdient eine Schuld zurückbezahlen, die sich alle vier Tage verdoppelt. Das nennt man Schuldnechtschaft.“

Benjamin Pütter ist ein ebenso engagierter wie begeisterter Netzwerker. Nicht von ungefähr gründete der Theologe 2005 den Verein für saubere Grabsteine Xertifix. Auch Norbert Blüm (CDU) war als Vereinsvorsitzender von Anfang an mit im Boot, ebenso wie der Schauspieler Klaus Maria Brandauer. Um Grabsteine auszuschließen, die durch Kinderarbeit produziert wurden, haben vor kurzem einige Bundesländer Gesetze beschlossen. Bayern ermächtigt seine Gemeinden seit August 2016, in ihren Friedhofssatzungen solche Grabsteine zu verbieten. Ähnliche Gesetze gibt es in Baden-Württemberg, Bremen, Thüringen, Brandenburg und im Saarland. In NRW wurde ein Gesetz verabschiedet, die Umsetzung verzögert sich noch.

Fazit:

„Kleine Hände – großer Profit“ ist genau recherchiert, gut zu lesen, mit wichtigen Fakten und Analysen über die neuesten Erkenntnisse von Kinderarbeit. Alles wurde von drei Rechtsanwaltskanzleien geprüft. Das 200-Seiten Buch ist keine leichte Kost. Vor allem, wenn man sich beim Lesen ernsthaft fragt, ob man zuletzt beim Kauf der Küchenarbeitsplatte aus

Granit, des Grabsteins oder der neuen Gartenplatten nicht nur auf den Preis sondern auch auf die Arbeitsbedingungen geachtet hat. Benjamin Pütter beschreibt eindringlich, wie extrem schwer es für kleine Kinder ist, sieben Tage die Woche, fern von ihren Familien, an bis zu 45 Kilogramm schweren Schlagbohrmaschinen zu arbeiten. Solche Bilder könnten dazu animieren, sich vor der nächsten Kaufentscheidung im Internet auf den Siegelplattformen zu informieren und bewusst keine Produkte aus Kinderarbeit mehr zu kaufen. „Damit wäre schon viel gewonnen, weiß Benjamin Pütter. „Erst dann ändert sich wirklich etwas.“

Autorin: Maicke Mackerodt

Weitere Informationen:

- *Preisgekrönte Reportage in der SZ über Kinder in den Steinbrüchen Indiens: [Die Kindergräber](#)*
- *Xertifix: fair produzierte Natursteine aus Asien, u.a. Grabsteine, Gartenplatten. Dabei werden zweimal pro Jahr Kontrollen in allen Produktionsstätten durchgeführt.*
- *Das Gütesiegel Fair-Stone wird vergeben, sobald Lieferanten sich per Selbsterklärung zur Einhaltung der Fair-Stone-Anforderungen verpflichten. Nach 36 Monaten wird die Einhaltung der Anforderungen durch unabhängige Auditoren überprüft.*
- *[www.siegelklarheit.de](#) ist eine Initiative der Bundesregierung und informiert, welche Siegel vertrauenswürdig sind.*

Impressum

Verlag/Herausgeber:

Bank für Sozialwirtschaft AG
Konrad-Adenauer-Ufer 85
50668 Köln
Telefon 0221 97356-237
Telefax 0221 97356-479

www.sozialbank.de

Redaktion:

Susanne Bauer (v. i. S. d. P.), s.bauer@sozialbank.de, Eva
Richter
Maicke Mackerodt, info@mackerodt.de, www.rhein-reden.de
(Buchempfehlung)

ISSN: 1869-7631

Erscheinungsweise: monatlich